

Schafft die Gefängnisse ab!

Die meisten Haftstrafen nutzen niemandem. Weder machen sie die Insassen zu besseren Menschen, noch bringen sie die Kompensation, die Verbrechenopfer verdienen **VON THOMAS GALLI**



evor ich meine erste Stelle im Justizvollzug antrat, kannte ich Straftäter nur aus den Medien. In meiner Wahrnehmung waren das vor allem Mörder, Vergewaltiger oder Räuber. Natürlich mussten sie weggesperrt werden! Im Jurastudium wurde uns die Freiheitsstrafe als zwingende Folge für Menschen vermittelt, die unsere wichtigsten Regeln gebrochen haben. Eine vermeidbare Folge, denn wer die Regeln bricht, ist selbst schuld. Er hätte sich anders entscheiden können. So denken wohl viele von uns, so dachte auch ich – bis ich das Gefängnis und seine Insassen näher kennenlernte.

Von den aktuell etwa 65.000 Inhaftierten sind die wenigsten Schwerestrafkriminalen. Etwa 4500 Menschen verbüßen Ersatzfreiheitsstrafen wegen »Schwarzfahrens« und ähnlicher Bagatelldelikte, weil sie eine Geldstrafe nicht bezahlen können. Fast die Hälfte aller Inhaftierten verbüßt Freiheitsstrafen wegen Eigentums- und Vermögensdelikten. Wegen Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung sind lediglich sechs Prozent, wegen Straftaten gegen das Leben sieben Prozent in Haft. Etwa 50 Prozent der Freiheitsstrafen dauern lediglich bis zu einem Jahr. Elf Prozent der Gefangenen haben eine zu erwartende Haftzeit von mehr als fünf Jahren.

Die weit überwiegende Mehrheit wird also spätestens nach wenigen Jahren wieder entlassen. In dieser Zeit wird wenig besser, aber vieles schlechter. Die meist jüngeren Männer (nur etwa sechs Prozent der Inhaftierten sind Frauen) werden mit einer Vielzahl anderer Straftäter auf engstem Raum eingesperrt. Es herrscht ein striktes Regime. Der Tagesablauf ist fast minutlich durchstrukturiert: Die Zeiten für Schlafen, Arbeiten und Hofgang sind vorgeschrieben. Jeder Gegenstand muss beantragt, jede Anweisung des Personals befolgt werden. Dennoch blüht die Subkultur der Gefangenen. Gewalt und Drogen prägen den Alltag. Alle Verstöße werden diszipliniert. Etwa durch eine mehrwöchige Trennung von anderen Gefangenen oder die Einzelhaft, ohne Fernseher. Besuch dürfen die Inhaftierten nur wenige Stunden, oft

lediglich eine Stunde pro Monat empfangen, und manchmal nur hinter einer Trennscheibe, um die Übergabe von Drogen zu verhindern. Insbesondere für die Kinder von Gefangenen kann das grausam sein. Etwa 100.000 Kinder sind von der Inhaftierung eines Elternteils betroffen. Wie soll der Mensch sich in einem solchen Kontext zum Besseren entwickeln?

Die Justizbediensteten leisten eine sehr anspruchsvolle Arbeit. Den Kampf gegen die Subkultur können sie jedoch nicht gewinnen. Und was hilft es uns, wenn ein Straffälliger in Haft durch große Bemühungen der Beamten einen Schul- oder Ausbildungsabschluss nachholt, doch nach seiner Entlassung als Ex-Gefangener wenig Chancen auf dem Arbeitsmarkt hat? Was hilft es, wenn sich jemand – jeder Autonomie beraubt, aber auch jeder Verantwortung für das eigene Leben entoben – einige Monate oder Jahre in Haft angepasst verhält und danach mit den Realitäten des Lebens in Freiheit überfordert ist? Was nützt es, während der Haftzeit vor einem Straftäter sicher zu sein, wenn dieser danach mit größerer Wahrscheinlichkeit als zuvor wieder Straftaten begeht?

Untersuchungen zufolge wird der überwiegende Teil entlassener Strafgefangener wieder straffällig. Jeder Dritte erhält erneut eine Freiheitsstrafe ohne Bewährung. Weil es zudem ein hohes Dunkelfeld von nicht aufgedeckten Straftaten gibt, darf man annehmen, dass die Gefängnisstrafe kontraproduktiv wirkt: Sie führt zu vermehrter Straffälligkeit der Inhaftierten. Wem soll das nützen?

Mehr als 70 Prozent aller Kriminalitätsoffer erleiden materielle Schäden. Mit großem Abstand steht bei ihnen der Wunsch nach Ersatz des Schadens an erster Stelle. Die Inhaftierung des Täters erschwert dies, da die Gefangenen nur etwa zwei Euro pro Stunde verdienen können. Der Strafvollzug kostet vier Milliarden Euro im Jahr; die Opfer erhalten vom Staat weder Schmerzensgeld noch Schadensersatz. Gewaltopfer haben gleich nach der Tat oft ein starkes Strafbedürfnis, das aber mit der Zeit

deutlich abnimmt. Der Wunsch zu vergessen und die eigene Krisenbewältigung treten in den Vordergrund. Wichtig ist vielen vor allem, dass der Täter anderen nicht erneut schadet.

Entgegen einer gängigen Meinung erwartet die Mehrheit der Bevölkerung als Sanktion vieler Delikte gar keine Gefängnisstrafe. Oft wird die Verpflichtung zu gemeinnütziger Arbeit, bei Eigentumsdelikten werden sogar nicht-strafende Reaktionen in Form einer Missbilligung und einer Verpflichtung zur Wiedergutmachung der Gefängnisstrafe klar vorgezogen.

Auch die Abschreckungswirkung des Gefängnisses ist weit geringer, als viele vermuten. Die meisten Täter rechnen damit, ohnehin nicht erwischt zu werden. Andere sind süchtig nach illegalen Drogen und nehmen alles in Kauf, um in deren Besitz zu kommen. Bei Gewalt- oder Sexualstrafaten, die aus starken Impulsen, Trieben und Affekten heraus begangen werden, spielt der Abschreckungsgedanke ohnehin keine große Rolle.

Wie gering die Abschreckungswirkung tatsächlich nur sein kann, zeigt der Tabakkonsum. Jeder kennt die Bilder von Raucherlungen oder krebsbefallenen Zungen auf Zigarettenspackungen. Dazu der Hinweis, der eindeutiger nicht sein könnte: Rauchen ist tödlich. Mehr Abschreckung geht kaum. Geraucht wird trotzdem.

Unsere Gefängnisse nützen also niemandem. Im Gegenteil: Sie schaden uns, vor allem durch ihre trügerische Symbolik. Sie stehen für Gerechtigkeit, jedoch hat die Mehrheit der Straffälligen einen materieller oder emotionaler Hinsicht besonders belasteten Sozialisierungshintergrund. Es werden nicht grundsätzlich Menschen eingesperrt, die vergleichbare Voraussetzungen wie alle anderen hatten und sich, anders als »wir«, einfach nur gegen das Recht entschieden haben. Das Gefängnis spiegelt vielmehr gesellschaftliche Ungleichheit – und verstärkt diese.

Was sollte an die Stelle des Gefängnisses treten? Einigen wenigen, wie sadistischen Sexualmördern, muss zum Schutz der Allgemein-

heit lebenslang die Freiheit entzogen werden. Das sollte jedoch in dorftartigen Einrichtungen und nicht in gerade bei längerer Unterbringung menschenunwürdigen Gefängnissen erfolgen.

Auch wer andere körperlich verletzt oder sonst massiv geschädigt hat, sollte in seiner Freiheit beschränkt werden, allerdings so, dass das Rückfallrisiko langfristig minimiert wird. In Betracht kommen hier dezentrale Wohngruppen, die gegen Entweichungen gesichert sind. So ließe sich individuell und in einem lebensnäheren Kontext mit Straffälligen arbeiten, ohne dass sie in eine Subkultur abgleiten. Als Alternative zur Haft sind auch Einschränkungen der Freiheit durch eine elektronische Aufenthaltsüberwachung (»Fußfessel«) oder die Entziehung der Fahrerlaubnis denkbar. Strafe sollte darüber hinaus vor allem im Leisten gemeinnütziger Arbeit bestehen. Vor allem muss eine Wiedergutmachung des Schadens im Mittelpunkt stehen, auch wenn sie Jahre dauert.

Viele Betäubungsmittel- und Bagatelldelikte sollten nicht mit Freiheitsstrafe bedroht sein. »Schwarzfahren« oder der Diebstahl geringwertiger Sachen kann ebenso gut als Ordnungswidrigkeit verfolgt werden.

Die Justiz darf nicht länger gebetsmühlhaft von der Resozialisierung der Täter, der Erhöhung der Sicherheit und dem Willen der Opfer reden. Sie muss transparent machen, was wir mit unseren Gefängnissen anrichten.

Wir alle müssen mehr Verantwortung übernehmen. Das Strafen ist nicht nur eine Frage für Fachleute. Es ist Ausdruck unseres allgemeinen Bedürfnisses, Regelverstöße zu ahnden. Es geht dabei nicht um Verständnis für Straftaten oder die Abschaffung von Strafe. Es geht darum, uns bewusst zu machen, was wir mit ihr erreichen wollen und was wir tatsächlich erreichen.

Ich habe nach mehr als 15 Jahren meinen Dienst im Strafvollzug quittiert, denn ich bin überzeugt: Die überwiegende Mehrheit der Straftäter gehört nicht hinter Gitter. Unser Gefängnis ist eine schädliche und überholte Institution.

Illustration: Kairosen Perret für DIE ZEIT; KI; Fotos: Urban Zinkel für DIE ZEIT; privat

WIDERSPRUCH

Es gibt kein Opfer-Wir

Mächtige Frauen sollten Krisen gestalten statt beklagen. Eine Antwort auf Julia Jäkel

In ihrem Essay »Zurück in der Männerwelt« (ZEIT Nr. 19/20) kommt Julia Jäkel, eine der mächtigsten Frauen in der deutschen Medienwirtschaft, zu einem »düsteren Zwischenfazit« der Corona-Krise: Frauen würden wieder zurückgedrängt (»vor allem home und wenig office«), während Männer die Krise zur Profilierung nutzten. »Wir Frauen«, schreibt sie deprimiert, »sind so viel weniger weit, als wir dachten.«

Ein solches »Wir« ist eine Vereinnahmung.

Ich jedenfalls beobachte gerade etwas anderes: In meinen Beratungen erlebe ich Managerinnen, die an der Krise wachsen; die gemeinsam mit ihren Männern im Homeoffice kreative, arbeitsteilige Lösungen finden. Und mit Freude sehe ich, wie täglich immer mehr beeindruckende Frauen mit ihrer Kompetenz öffentlich sichtbar werden: nicht nur Spezialistinnen für Wissenschaft und Medizin, sondern auch Leiterinnen von Schulen, Pflegerinnen, Unternehmerinnen, Professorinnen und Kassierinnen – manche eben erst jetzt als »systemrelevant« erkannt.

Ja, es gibt viele Frauen, die massiv unter der familiären Mehrbelastung leiden. Aber das große Opfer-»Wir«, das Julia Jäkel anspricht, das gibt es – glücklicherweise – nicht mehr.

Der Kampf um die Gleichberechtigung von Frauen hat immer zwei Ebenen: die individuelle und die strukturelle. In dem Moment, in dem Frauen in Führung gehen, übernehmen sie damit auch gesellschaftliche, also strukturelle Verantwortung – und sind Vorbild für andere Frauen. Sie werden gestaltender Teil des Systems, dessen Missstände sie nun nicht mehr nur beklagen können, sondern in dem sie ihre Entscheiderposition dazu nutzen müssen, die Situation zu verbessern.

Von Führungsfrauen wie Julia Jäkel hätte ich mir etwa den Anstoß zu einer öffentlichen Debatte vorstellen können über den Sinn beziehungsweise Unsinn des Home-schoolings. Es ist hochgradig ungerecht und hat das extrem belastete System auch noch zusätzlich gestresst, indem es Mütter (und auch Väter) zu Hilfslehrern gemacht hat. In einer Krise geht es um Konzentration auf das Wesentliche und darum, neue Bewältigungsstrategien zu entwickeln. Das oberste Gebot ist, nach innovativen Ideen und damit nach neuen Lösungen zu suchen. Wenn man die findet, hat man die berühmte Chance, die in einer jeden Krise steckt: die positive Weiterentwicklung während und auch nach der Krise – und nicht das Zurückfallen in alte Muster.

In alte Muster ist übrigens auch ein mächtiger Mann, Bayerns Ministerpräsident Markus Söder, gefallen, als er in einem Interview zu Corona den Satz sagte: »In der Krise wird oft nach dem Vater gefragt!« Ich hätte mir gewünscht, dass eine Frau ihm öffentlich widerspricht – zum Beispiel eine so mächtige wie Julia Jäkel. **TAMARA DIETL**



Tamara Dietl ist Autorin des Bestsellers »Die Kraft liegt in mir – Wie wir Krisen sinnvoll nutzen können«. Sie arbeitet als Strategieberaterin und Business-Coach für Führungskräfte in München



Thomas Galli ist Anwalt. Er leitete unter anderem die JVA Zeithain in Sachsen. Dieser Tage erscheint sein Buch »Weggesperrt. Warum Gefängnisse niemandem nützen« (Edition Körber)

48
ZEILEN
...

LIEBE

Genervt von den Paparazzi, fliehen Meghan und Harry Sussex ins Epizentrum der Knipser: Warum das ein genialer Plan ist **VON PETER DAUSEND**



Peter Dausend ist Politischer Korrespondent im Hauptstadtbüro der ZEIT

In ihrer Liste der 20 besten Songs, die je über Los Angeles – oder wie wir Kenner sagen: über L.A. – geschrieben wurden, hat die *L.A. Weekly* völlig zu Recht *L.A. Woman* von den Doors auf Platz eins gesetzt. »Are you a lucky little lady in the city of light – or just another lost angel, city of night?« 49 Jahre nachdem der große Jim Morrison diese ebenso große Frage gestellt hat, findet sie endlich ihre passende Adressatin: Meghan, geborene Markle, Duchess of Sussex, der verlorene Engel des Hauses Windsor, der nun einen

auf kleine glückliche Lady macht – und zwar in L.A. Kind und Kegel, also Baby Archie und Prinz Harry, hat sie mitgenommen: Um den Paparazzi zu entkommen, ist Meghan in deren Epizentrum Greater Hollywood geflohen. »Absurd« nennt das *Ex-Bunte*-Chefin Patricia Riekel. Ich nenne das genial.

Das neue Anwesen der Buckingham-Refugees hat acht Schlaf- und zwölf Badezimmer – wie sollen übernachtigte, ungewohnte Knipser darin zwei Halberwachsene und ein Kleinkind finden, die den ganzen Tag

damit verbringen, auf der Suche nach sich selbst zu sein? Und das auch noch aus ganz unterschiedlichen Gründen. Außerdem ist ein *lost angel* nicht wirklich interessant, wenn die *L.A. Woman* nebenan Jennifer Lawrence heißt. Oder Scarlett Johansson. Wo, wenn nicht vor den Toren der Paramount Studios, macht es einen Unterschied, ob man ein echter Filmstar ist oder bloß eine Rechtsanwaltsfachangestellte im Fernsehen gespielt hat?

Der Umzug von L. nach L.A. überzeugt vor allem in seiner weisen Voraussicht. Wenn

Meghan nur halb so anstrengend ist, wie ihr nun von L. aus nachgerufen wird, weiß sie, wie es in L.A. ausgehen wird – nicht gut. Und wenn dann Harry und Archie heimgekehrt sein werden zu den Royals, wenn sie selbst einen solch hollywoodreifen Absturz hingelegt haben wird, dass in einem späteren Biopic nur Stars wie Jennifer Lawrence oder Scarlett Johansson sie verkörpern dürfen, dann muss sie nur *L.A. Woman* auflegen – und schon weiß sie, wie es ihr geht: »Motel money, murder madness. Let's change the mood from glad- to sadness.«